

Die Vermessung der Sprache: Humboldt und Frege

Dortmund, 19.05.2009

Wolfgang Heydrich, Bochum

1.

Daniel Kehlmann hat in seinem Roman „Die Vermessung der Welt“ mit nachhaltigem Erfolg beim Lesepublikum und unter dem einhelligen Beifall der Literaturkritik einen respektvoll-ironischen Blick auf zwei herausragende Forscherpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts geworfen: Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß. Er hat dabei aus den Reibungen von genialer Geistigkeit und banaler Erdverbundenheit, dem historischen Abstand zu seinen Helden und der gegenwärtigen Lebenswelt seiner Leser, sozusagen aus der Reibung von Parnass und Prekarität manch, wie es heute heißt, postmodernen, jedenfalls viele komische Funken geschlagen.

Die Meriten und Mängel dieses Romans stehen hier natürlich nicht zur Debatte. Nicht einmal der vordergründige Ausgangspunkt Kehlmanns von poetischer Einbildungskraft und historischer Recherche gleichermaßen inspirierter Parallelführung zweier Biographien interessiert hier: nicht also der Umstand, dass sowohl Humboldt als auch Gauß sich im Laufe ihres Lebens intensiv mit Landvermessung beschäftigt haben. Eher schon die Gegenüberstellung der weltumspannenden Aktivitäten Humboldts und des eher parochialen, weitgehend aufs Hannöversche beschränkten Wirkungskreises von Gauß könnte interessieren. Allerdings in einer Hinsicht, die der Roman, wenn ich ihn recht lese, wenig herausstellt: Aus heutiger Perspektive gibt der Mathematiker Gauß mit seinem Interesse an Strukturen, am formal geprägten Wesenskern der Dinge, kurz mit seinem auf entschiedene Abstraktion hin ausgerichteten deduktivistischen intellektuellen Temperament einen gewissermaßen moderneren Wissenschaftlertyp ab als der Naturkundler Humboldt, der als Reisender mit Leib und Leben die Weiten der Welt und des noch Unbekannten buchstäblich *erfahren* wollte und immer wieder auch direkt körperlich (bis hin zu Schmerzen) für den Ertrag seiner Erkenntnisse einstand. *Nach* Humboldt, schon Spätling der Gattung Universalgelehrter, scheint der Typus des Naturforschers als reflektierender Abenteurer unwiederbringlich dahin. Das hat gewiss mit dem Untergang der vordarwinistischen Wissenswelt zu tun, der Humboldt noch zugehörte: ein riesiger Bestand an Phänomenen, den es zu inventarisieren, zu ordnen und bis ins Einzelne in seiner Eigentümlichkeit zu würdigen und zu respektieren gilt, um ihn in Gänze und in seinem inneren Zusammenhang zu verstehen.

Nun geht es hier gar nicht um Kehlmanns Humboldt, sondern um den anderen. Um Wilhelm statt Alexander. Und es geht nicht um den Mathematiker, Physiker und Geodäten Gauß, sondern um den Mathematiker, Logiker und Philosophen Gottlob Frege. Es soll nicht um die Natur gehen, es geht um Sprache.

Vergleicht man die Arbeitsfelder des Naturforschers Alexander mit denen des Diplomaten und Politikers, Bildungs- und Staatstheoretikers, des Literaten und Sprachforschers Wilhelm, so fällt eine gewissermaßen komplementäre Verteilung der Interessen auf. Ging es Alexander um ein gleichermaßen breites wie tiefes Verständnis der *Natur*, so zielte Wilhelm ab auf ein Verständnis des *Menschen* in der Vielfalt seiner Gesellungs- und Gesittungsformen. Am Anfang der wissenschaftlichen Projekte Wilhelm von Humboldts¹ stand der *Plan einer vergleichenden Anthropologie* (1796/97), einer Disziplin, der – mit den Worten Kants² – aufgegeben war zu erhellen, „was die *Natur* aus dem Menschen macht“ wie auch, „was *er* als freihandelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll“. Humboldt schwebte eine sowohl philosophische Bestimmung wie auch eine historische (also empirische) Inventarisierung der mannigfachen Ausprägungen des Menschenwesens vor, die „die Eigentümlich-

¹ Vgl. Jürgen Trabant: *Traditionen Humboldts*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1990, S. 50-68.

² Zitiert nach Trabant, a.a.O., S.50.

keit jeder Zeit und jeder Nation zu studieren“ und „so viel wie möglich in dieselbe einzugehen“ habe, um „diese Erkenntnis zum Mittelpunkt unserer Beurteilung zu machen.“³ Wie für Alexander das vertiefte Verständnis der Natur in ihrer Gänze nur durch Exploration in der Breite zu haben war, musste sich für Wilhelm auch das Verständnis der Menschenwelt in ihrem Wesen dem Durchgang durch das Studium von Vielgestaltigkeit und Eigentümlichkeit stellen. Ohne reichhaltige Empirie war Erkenntnis des Wesentlichen weder für Alexander noch für Wilhelm zu haben.

Humboldt hat seinen Plan einer vergleichenden Anthropologie nie durchgeführt, das nur fragmentarisch Ausgeführte hierzu ist zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht worden. Das mag natürlich am hoffnungslos Gigantomaniachen des Projektes gelegen haben. Vielleicht aber auch daran, dass Humboldt im weiten Kreis dessen, was das Menschliche in seiner Vielgestalt ausmacht, sehr rasch die zentrale Rolle der Sprache aufstieß. Jürgen Trabant hat ausgeführt, dass es Humboldts Überlegungen zur ästhetischen Konstitution von symbolischem Gehalt in der Sphäre der Kunst waren, die sich um die Jahrhundertwende transformierten in eine viel allgemeinere Idee der Konstitution von Wirklichkeit durch Sprache.⁴ Das Studium der Verschiedenheit der Sprachen, so scheint es Humboldt künftig, ist der Schlüssel zum Verständnis der menschlichen Gesellungs-, Gesittungs- und Gesinnungsformen, inklusive Kultur und Geistigkeit. Trabant weist darauf hin, dass „die Ankunft des Humboldtschen Denkens bei der Sprache“⁵ mit dessen früher Beschäftigung mit dem Baskischen koinzidierte, einer Sprache, deren lexikalischen Bestände, vor allem aber deren grammatischer Bau in denkbar starkem Kontrast zu den klassischen Sprachen und den europäischen Verkehrssprachen steht, die Humboldt vertraut waren. Von nun an gilt das in Schüben intensiviert und schließlich, nach Humboldts Rückzug aus der preußischen Politik ab 1820, zum Hauptgeschäft werdende Interesse des Gelehrten dem vergleichenden Sprachstudium. Der Kreis der von Humboldt studierten Sprachen hat einen immensen Umfang: neben die alten und neuen europäischen und indischen treten die semitischen Sprachen, das Chinesische, die Sprachen der indigenen nord-, mittel- und südamerikanischen Völker, Sprachen aus Afrika und schließlich die polynesischen Sprachen und die reiche Sprachenwelt im pazifischen Raum zwischen Madagaskar und der Westküste Amerikas. Alexander, der ihn von seinen Reisen mit Sprachdaten versorgte, konnte den Bruder posthum als jemanden rühmen, dessen Sprachkenntnisse diejenigen wohl jedes Lebenden überträfen.

Humboldts Sprachdenken suchte das Empirische und das Philosophische innig zu verknüpfen. Ihm ging es um die Vielfalt der Sprachen ebenso wie um Sprache als menschliches Vermögen überhaupt. Es laufen bei ihm die Inventarisierungsbestrebungen der Jahrzehnte zuvor (etwa Adelung und Vaters *Methridates* oder des Jesuitenpaters Hervás Sprachkatalog) zusammen mit der rationalistischen Tradition von Leibniz bis Bernhadi. Er transformiert die seinerzeit aktuellen Neuauflagen von Sprachursprungserzählungen à la Condillac und Herder in eine durch Kant inspirierte apriorische und zugleich empirisch umfassend unterfütterte Sprachauffassung. Die entstehende historisch-vergleichende Sprachwissenschaft hat er gefördert (immerhin verdankte Franz Bobb seinen Lehrstuhl an der Berliner Universität Humboldts Fürsprache), ohne sich ihr anzuschließen. Die romantische Vorstellung vom sukzessiven Sprachverfall war dem aufklärerisch geprägte Aristokraten Humboldt fremd. Sprachstudium erschien ihm allemal als ein Weg zur Verbesserung des Menschengeschlechts. Dem zugrunde liegenden „grammatischen Bau“ von Sprachen, ihrer tief vorgeprägten Grundformung, galt sein Interesse ebenso wie ihrer „feineren Ausprägung“, die sich erst in den schriftlich tradierten Formen von Poesie und Prosa ausbildet. Wirkmächtig geworden sind Humboldts typologische Gruppenbildungen von flektierenden und agglutinierenden, inkorporierenden und isolierenden Sprachen; aber wenigstens ebenso wichtig waren ihm die jeweils individualisieren-

³ Akademieausgabe II, S.72; zitiert nach Trabant, a.a.O., S. 51.

⁴ Trabant, a.a.O., S. 34-49.

⁵ Trabant, a.a.O. S. 37.

den Züge einer Sprache, also nicht die, die eine Sprache mit anderen gemein hat, sondern gerade das, was sie von allen anderen unterscheidet. Das kognitive Potential einzelner Sprachen, dass sie nämlich das Denken der Menschen anzuregen und zu „begeistern“ vermögen, lag ihm ebenso am Herzen wie die ihnen grundsätzlich eingeschriebene Alterität, aufgrund derer sich ein individuelles sprachliches Vermögen erst in der Bezogenheit auf ein Gegenüber konstituiert. Sprache ist dynamisch, nicht statisch, ein steter Austausch, der ihre Nutzer wechselseitig bildet, indem er auch ihre Sprache selbst fortbildet: Sprache ist *energeia*, nicht *ergon*. Dass damit Sprachen Eigentum und Eigentümlichkeit sowohl von Personen sind wie von Sprachgemeinschaften (Humboldt spricht meist von Nationen) und eine je eigene Weltsicht konstituieren, ist der Aspekt, der bis heute der Humboldtschen Sprachtheorie hauptsächlich zugeschrieben oder nachgetragen wird. Freilich muss man ihren Schöpfer wohl gegen Vereinseitigungen dieser Auffassung in Schutz nehmen, der zufolge eine sprachliche Weltsicht eher einer Zwangsjacke gleicht denn einer Facette in einem Kaleidoskop. Mögen verschiedene Weltsichten auch schwer vergleichbar, ja inkompatibel sein, sie sind gegeneinander nicht unzugänglich, und sie ergänzen sich. Erst die Gesamtheit der Sprachen in ihren je eigentümlichen Charakteren macht Sprache als menschliches Vermögen insgesamt aus.

Es ist wie bei Alexanders *Natur*: ein Verständnis des Wesens der *Sprache* ist nur durch der Studium von Einzellern zu haben. Aber – auch wenn das ein utopischen Projekt bleibt – im Abschreiten des gesamten Kreises von sprachlichen Phänomenen und Weltsichten gelangt der Geist in der Sprache asymptotisch zur Objektivität.

2.

Dass Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß einander, wie Kehlmann imaginiert, begegnet sein könnten, ist selbst historisch nicht unplausibel. Dass Wilhelm von Humboldt jemals Gottlob Frege getroffen habe könnte, den Vorläufer der analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts, der mit Edmund Husserl und Bertrand Russell korrespondierte, in dessen Kollegien Rudolf Carnap saß und den Ludwig Wittgenstein verehrungsvoll besuchte, ist aber nicht nur historisch (siehe die Lebensdaten) auszuschließen. Es ist auch als Fiktion unplausibel. Es trennen Welten den hochidealistischen Aristokraten, Spätaufklärer und Kosmopoliten von dem genialen Denkkauz aus Jena.

Freges Projekt war nicht die Anthropologie, sondern die Mathematik, genauer: die kritische Prüfung ihrer Grundlagen. Dass das imponierende Gebäude der mathematischen Wissenschaft seiner Zeit durchaus auf ungeprüftem, ja unsicherem Grunde ruhe, es z.B. nicht einmal eine einhellige Auffassung zur Definition von Zahlen, schon der natürlichen nicht, ja, nicht einmal der Zahl 1 gebe⁶ und dass die Mathematik in Bezug auf ihr ureigenstes intellektuelles Medium, die Tätigkeit des Schlussfolgerns und Beweisens, sich eigentlich im Unklaren befinde, war Freges Ausgangspunkt. Er suchte gegen die Kantsche Auffassung von mathematischen Wahrheiten als *a priori* und synthetisch die Klärung ihres Erkenntnisgrundes in der reinen Logik. Dazu entwickelte er ein System, das heute als Prädikatenlogik zweiter Stufe mit Identität bekannt ist, und führte die Herleitung der Grundgesetze der Arithmetik in einer Strenge und Pünktlichkeit durch, die bis dahin unbekannt war und die gängigen Standards auch der Mathematik weit übertraf. Nicht zuletzt dieser Präzision, die jede ungeprüfte (oder als notwendig anzunehmende) Voraussetzung benennt und jeden Beweisschritt (auch die vorgeblich trivialen) explizit macht, ist es geschuldet, dass nach Vollendung dieses Baues ein Widerspruch auftauchte, der als Russellsche Paradoxie bekannt wurde. (Sie betrifft den Begriff Umfang eines Begriffs, der auf seinen eigenen Umfang nicht zutrifft.) Ob mit diesem Widerspruch Freges System, wie er selbst fürchtete, zusammengebrochen ist, oder in modifizierter Form „gerettet“ werden kann, wird bis heute diskutiert.⁷ Das spielt aber in unserem

⁶ Gottlob Frege [1986]: *Die Grundlagen der Arithmetik*. Hamburg: Meiner (Original 1884), S. 3.

⁷ Edward N. Zalta [2008]: „Frege’s Logic, Theorem, and Foundation of Arithmetic“, in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, Stanford: CSLI

Zusammenhang keine Rolle. Wichtiger ist, dass Frege auf dem Weg zu seinen Resultaten (und zu seinem Scheitern) Immenses an begrifflicher Klärungsarbeit leistete, die neben der Grundlegung der modernen Logik auch die Sprachphilosophie und die Semantik der natürlichen (Frege spricht von Volks-) Sprachen betraf und auch seinen epochale Rang für und nachhaltigen Einfluss auf die Sprachwissenschaft bis in die Gegenwart ausmacht. Darauf kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden. Erwähnt seien nur die Unterscheidung von Sinn und Bedeutung (in etwa: Intension vs. Extension), die Sonderung der beurteilenden Kraft vom gedanklichen Inhalt einer Aussage (in etwa: Illokution vs. Proposition) das Prinzip, nach dem der Inhalt eines Satzes sich aus dem Inhalt seiner Konstituenten und seinem grammatischen Aufbau ergibt (Kompositionsprinzip) sowie das gewissermaßen inverse Prinzip, nach dem sich der Inhalt eines Ausdrucks nur im Zusammenhang und als Beitrag zur Gesamtbedeutung des Satzes, in dem er vorkommt, bestimmt (Kontextprinzip).

Das Projekt einer Fundierung mathematischer Erkenntnis als analytisch führte Frege zum Studium der Logik, jenes weiter zur Klärung ihrer semantischen Grundlagen, was wiederum die Sprache als Medium der Erkenntnis und schließlich auch die empirisch vorfindbaren Volkssprachen ins Spiel brachte. Der Kontrast Sprache vs. Sprachen bestimmt sich aber bei ihm ganz anders als bei Humboldt, nämlich als Medium des reinen Denkens zum Zwecke der wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber den vielfältigen, den Zwecken des alltäglichen (und auch nicht ganz alltäglichen) Lebens angepassten Formen der Verständigung. Die Humboldtsche Konzeption von Sprache als eines Potentials von in reicher Vielfalt ausgeformten Weltansichten, die erst in den einzelnen Sprachen konkret Gestalt gewinnen und unabhängig von ihnen gar nicht zu haben sind, ist Frege fremd. Für ihn gibt es eine Sphäre der Gedanken, deren Ausdruck von den Volkssprachen wohl zwar angestrebt wird, aber dann doch grundsätzlich verfehlt werden kann, ja muss. Die volkssprachlichen Ein- und Verkleidungen der Gedanken, so praktisch und zweckmäßig sie sein mögen, bedingen auch ein die Erkenntnis irreführendes Moment. Man muss den volkssprachlich verkleideten Körper der Sprache allen Tands und Flitters entkleidet, um seines erkenntnistragendes Gerüstes gewahr werden zu können. Es bedarf der Konstruktion einer gewissermaßen purifizierten Formelsprache des reinen Denkens, die Frege *Begriffsschrift* nennt. Dass bei dieser Prozedur vom Leib ein klapperndes Gerippe übrigbleiben könnte, ist – jedenfalls für die Zwecke der wissenschaftlichen Erkenntnis – in Kauf zu nehmen. Schließlich wäre der schöne, auch verführerische, Körper ohne sein Knochengerüst nur ein schlapper Klumpen. – Ich gebe kurz drei Beispiele, die zeigen, wie Frege einerseits an den Volkssprachen semantisch zentrale Ausdrucksmittel identifiziert und sich andererseits genötigt sieht, sie im Zusammenhang ihrer erkenntnisrelevanten Verwendung zurückzuweisen.

(1) Bei Wörtern wie *schmarnchen*, *gerade* und *Primzahl* lässt sich ein prädikativer Charakter an bestimmten Verwendungen im Satz ablesen: in flektierter Form (*_ schmarncht*), mit einer flektierten Kopula (*_ ist gerade*), oder mit flektierter Kopula + indefinitem Artikel (*_ ist eine Primzahl*) ergeben sich jeweils Satzfragmente mit jeweils leer gelassener Subjektposition. Die Leerstelle indiziert für Frege den prädikativen Charakter der angeführten Ausdrücke: sie bezeichnen Begriffe, die auf Gegenstände zutreffen (oder eben nicht). Begriffe sind inhärent ungesättigt, ganz so wie die ihnen entsprechenden Satzfragmente ergänzungsbedürftig bleiben. Insofern sind sie grundsätzlich von – sozusagen gesättigten – Gegenständen zu unterscheiden. Frege fasst Begriffe als Funktionen, die diejenigen Gegenständen, auf die sie zutreffen, das Wahre als Wert zuordnen, allen anderen das Falsche. Damit sollten Begriffe unzweideutig und für alle Gegenstände erklärt sein. Für polyseme Variation (*gerade Zahlen*, *gerade Linien*, *gerade Charaktere*), Vagheit (*gerade Baumstämme*) und Anwendbarkeitslücken (*?gerade Gase*) ist auf begrifflicher Ebene kein Raum.

(2) Die Verwendung des definiten Artikels (*die gerade Primzahl*) überführt einen Ausdruck für einen Begriff (hier: *gerade Primzahl*) in einen Namen für einen Gegenstand, nämlich den einzigen, auf den der Begriff zutrifft (hier: die Zahl 2). Dies grammatische Verfahren

kann in der Volkssprache zu Missbrauch führen und z.B. der Anschein erwecken, es gebe Gegenstände, die mit *die Primzahl* (es gibt mehr als eine) bzw. *die größte Primzahl* (es gibt keine) bezeichnet würden. Gegen solch Missbrauch hat die Formelsprache des reinen Denkens Vorkehrungen zu treffen.

(3) Nach Punkt (1) bezeichnet *Primzahl* einen Begriff, nach Punkt (2) der mit definiertem Artikel eingeleiteter Ausdruck *der Begriff Primzahl* (jedenfalls vorgeblich) aber einen Gegenstand. Da Frege strikt an der kategorialen Trennung von Begriffen als ungesättigten Entitäten und Gegenständen als gesättigten festhält, nötigt ihn die Volkssprache zu der Feststellung: „Der Begriff Primzahl ist kein Begriff“, was für ihn nicht gegen seine Unterscheidung, sondern gegen sprachliche Nötigung spricht, gegen die er sich verwahrt: „bei eindringlicher Betrachtung wird man finden, dass es in der Sache selbst und in der Natur unserer Sprache begründet ist, dass sich eine gewisse Unangemessenheit des sprachlichen Ausdrucks nicht vermeiden lässt“.⁸

Frege bleibt also trotz der Würdigung von Sprache als Medium der Erkenntnis und bei aller analytischen Aufmerksamkeit, die er (am Beispiel des Deutschen) der natürlichen Sprache gewidmet hat, grundsätzlich sprachskeptisch. Das kontrastiert auffällig mit dem Grundvertrauen, das Humboldt den einzelnen Sprachen in ihrer Vielgestalt entgegenzubringen scheint.⁹ Die Sprachen der Nationen sind für ihn ja, so wie sie sind, allesamt Ausprägungen (und zusammen die Summe) einer einzigen anthropologisch fundamentalen Fähigkeit des Menschen, die das Potential seiner Geistigkeit, seiner Sozialität und Kultur, im Kern: seines Menschseins überhaupt, ausmacht.

3.

Die am meisten rezipierten Schriften Humboldts sind reflektierender Natur, zumeist umfangreiche Einleitungen zu größeren (oft erst posthum veröffentlichten und Fragment gebliebenen) Werken, auch Vorträge. Ihre essayistische Anlage, Humboldts Neigung zu rhapsodisch-ausschweifenden Darlegungen, die mitunter auf pointierte, fast aphoristische Formulierungen zulaufen, ein ins Allgemeine und Allgemeinste strebende, dann wieder das Detail aufsuchende, mitunter mäandernde Gedankenführung, die ganz und gar nicht am Ideal einer Theorie *more geometrico* orientiert ist, dazu die rhetorische Pracht seiner Prosa, haben sein sprachtheoretisches Werk zu einer Art Steinbruch werden lassen, aus dem sich noch nahezu jeder, der über Sprache nachdenkt, mit Zitaten versorgen kann. Gegen Vereinnahmung war Humboldts Werk aufgrund der in ihm angelegten Deutungsoffenheit nie geschützt, und von Bopp und Steinthal über Weisgerber und Coseriu bis zu Bloomfield und Chomsky hat kaum ein Sprachwissenschaftler versäumt, sich auf Humboldt zu beziehen.¹⁰ Es ist in der Tat mitunter nicht leicht zu beurteilen, mit welchem tieferen Recht die Zitatensammler sich der Perlen der Humboldtschen Formulierungen bedienen.

Prominentes Beispiel hierfür ist der Streit um Chomskys Humboldt-Deutung. In seinem Büchlein „Cartesianische Linguistik“ erkennt der Linguist und Anarchist den Aristokraten und Sprachdenker als Bruder im Geiste. Er stellt Humboldt ans Ende der durch ihn selbst neu belebten rationalistischen Tradition der Sprachgelehrsamkeit, bzw. zumindest an den „Kreuzweg von Rationalismus und Romantik“. „Ich habe den Eindruck“, schreibt Chomsky, „dass Humboldts „Form der Sprache“ wesentlich das ist, was man in heutiger Terminologie die „generative Grammatik“ einer Sprache – im weitesten Sinne dieser Bezeichnung – nennen würde.“¹¹ Nun sollte man dem legitimen Bedürfnis, einer wissenschaftlichen Revolution, die

⁸ Gottlob Frege [1969]: *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, S. 80 (Original 1892).

⁹ Zu Humboldts Präferenz für flektierende Sprachen, siehe unten.

¹⁰ Siehe hierzu Trabandt a.a.O., S. 59f.

¹¹ Noam Chomsky [1971]: *Cartesianische Linguistik. Ein Kapitel in der Geschichte des Rationalismus*. Tübingen: Niemeyer, S. 27 (engl. Original 1966).

Chomskys frühe Arbeiten ja ohne Frage darstellten, respektable Vorläufer und damit eine Anbindung an die Geschichte der Disziplin zu verschaffen, nicht allzu strikte Fesseln auferlegen, und gewiss immunisiert Chomsky seine Formulierung ja selbst von vorneherein durch Hecken („wesentlich“, „in heutiger Terminologie“, „im weitesten Sinne“) gegen einen philologisch allzu pedantische Vergleich mit den Texten Humboldts. Suggestive Formulierungen, die verlocken, den preußischen Meister als Ahnherr der Generativen Grammatik zu reklamieren, finden sich allemal: „[Die Sprache] muss [...] von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen“¹², „Man muss die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen“¹³. Nur: Bettet man die Zitatfunde in ihren weiteren Kontext ein, vermindert sich die *prima facie* bestehende Plausibilität, Humboldt als generativen Grammatiker *avant la lettre* zu reklamieren doch erheblich. Und von philologischer Seite¹⁴, sind die Humboldt-Deutungen Chomskys ihm denn auch wütend als illegitime Vereinnahmung angekreidet worden.

Sei dem, wie ihm sei. Mit Parallelführungen auf der Ebene von Einzelformulierungen sollte man allemal vorsichtig sein. Auch was Humboldt und Frege anbelangt, kann man mit Zitaten jonglieren.

Humboldt: „[Die Sprache] steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren gegenüber. Sie muß daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft.“¹⁵

Frege: „Erstaunlich ist es, was die Sprache leistet, indem sie mit wenigen Silben unübersehbar viele Gedanken ausdrückt, dass sie sogar für einen Gedanken, den zum ersten Male ein Erdenbürger gefasst hat, eine Einkleidung findet, in der ihn ein anderer erkennen kann, dem er ganz neu ist. Dies wäre nicht möglich, wenn wir in dem Gedanken nicht Teile unterscheiden könnten, denen Satzteile entsprechen, sodass der Aufbau des Satzes als Bild gelten könnte des Aufbaus des Gedankens.“¹⁶

Das klingt verwandter, als es ist: Frege geht es (grundsätzlich anti-psychologisch) um die Gedanken *ausdrückende* Leistung, Humboldt (zumindest Psychologie-affin) um die Gedanken intersubjektiv allererst *erzeugende* Kraft der Sprache.

Ich möchte im Folgenden eine Parallele zwischen Humboldt und Frege daher nicht global auf der Ebene ihrer Sprachkonzeptionen ansiedeln, sondern auf eine merkwürdige (und soweit ich sehe, bisher nicht beachtete) Übereinstimmung in ihrem Argumentationsbestand aufmerksam machen. Dazu ist aber zunächst auf eine weitere scheinbare Nähe der beiden Denker bei, genau besehen, tiefgreifender Differenz einzugehen.

4.

Humboldt war sehr an dem Ineinandergreifen von lautlichen und morphosyntaktischen Phänomenen interessiert. Dies Ineinandergreifen fasste er als Zusammenwirken von Artikulation und Reflexion. Die Analyse (Humboldt: „die Vollendung des Teilungsgeschäfts“) führt bei der *Artikulation* letztlich auf formal distinktive, aber inhaltlich neutrale segmentale und prosodische Eigenschaften der lautlichen Form (modern: auf phonologische Merkmale, Phone-me, Silben und wortbezogenen, phrasalen und satzbezogenen Akzent). Die *Reflexion* dagegen führt zu Ideen, lexematisch gebundene Konzepte, die im Aussagesatz zum Ausdruck eines Gedankens zusammentreten. Ein zentrales Problem in Humboldts Denken, an dem auch die von ihm ins Auge gefassten typologischen Unterscheidungen für die Sprachtheorie Relevanz

¹² Wilhelm von Humboldt [1998]: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Paderborn: Schöningh (Original 1836), S. 221.

¹³ Humboldt, a.a.O., S.172f.

¹⁴ Hans-Werner Scharf [1994]: *Das Verfahren der Sprache. Humboldt gegen Chomsky*. Paderborn: Schöningh

¹⁵ Humboldt, a.a.O., S. 221.

¹⁶ Gottlob Frege [1966]: *Logische Untersuchungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 72.

gewannen, war es nun, wie dies Zusammentreten von Einzelideen im Gedanken zustande kommt. Ein Extrem sah er im grammatischen Bau der isolierenden Sprachen (Prototyp: das Chinesische) realisiert. Hier treten die Ideen, ihm zufolge, unvermittelt nebeneinander und es bleibt dem Erraten (bzw. dem kontextuell induzierten Verständnis) überlassen, wie sie zu verknüpfen sind. Kombiniert sich etwa das Pronomen der 2. Pers. Sing. syntaktisch mit dem Lexem für *schnarchen*, bleibt beim isolierenden Sprachbau rein grammatisch offen, ob hier vom Angeredeten ausgesagt wird, er schnarche (aktuell, früher, künftig, habituell oder wie auch sonst), oder ob etwa auf das (oder ein) Schnarchen des Angeredeten Bezug genommen wird. Das andere Extrem bilden für Humboldt die flektierenden Sprachen, die das Zusammentreten von Ideen durch Flexive oder innere lautliche Umformung lenken, die für sich gar keinen selbstständigen deskriptiven Gehalt (mehr) haben und darum als den lexematischen Gehalt modifizierende Momente der Artikulation anzusehen sind. In dem Syntagma *Du schnachst* ist mit dem Flexiv *-st* der Aussagecharakter vorgeprägt und es werden temporale, modale und aspektuelle Momente der Verknüpfung der mit *du* und *schnarchen* gegebenen Ideen angezeigt. Sprachen, in denen grammatische Bildungselemente zumindest partiell (noch) einen eigenständigen deskriptiven Gehalt bewahren, wie auch agglutinierende Sprachen, in denen komplexe grammatische Funktionalität auf getrennte Affixe verteilt ist, liegen für Humboldt zwischen den Extremen. Solche Verfahren, mit denen der grammatische Bau einer Sprache den Zusammenhang von Einzelideen im Gedanken organisiert oder anleitet, sind für Humboldt Vorgaben, die die dynamischen Prozesse sprachlicher Verständigung und kognitiven Selbstvergewisserung prägen und so den besonderen Sprachcharakter (und damit den individuellen Charakter der Nationen) vorab bestimmen. Grundsätzlich sind verschiedene Verfahren gleichberechtigt. Und dennoch unterhält Humboldt ganz unverhohlen eine Vorliebe für den flektierenden Sprachbau (mit dem Altgriechischen als Prototyp). Man hat ihm das denn auch als einen gewissen Eurozentrismus angekreidet. Die Herausbildung einer schließlich rein artikulatorischen Modifikation zur Etablierung des Zusammenhalts einzelner Ideen im Gedanken gilt ihm als Formal-Werden von Sprache, und er sieht darin eine Entlastung von situativer Gebundenheit, die den Geist befreit von den Schlacken der Faktizität, ihn beweglich macht und zu Höhenflügen begeistert. Sagen wir es ganz platt: In einer Sprache mit flexionsmorphologisch markierter Kongruenz denkt es sich leichter!

Auch für Frege gibt es das Problem des gedanklichen Zusammenhalts. Aber er geht nicht von sprachlich gefassten Einzelideen aus, die im Gedanken zusammenwachsen müssen, sondern gewissermaßen umgekehrt von der Frage, wie sich im sprachlich ausgedrückten Gedanken „Teile“ unterscheiden lassen, die in Satzteilen eine Entsprechung finden und in ihrer Fügung im Satz insgesamt „als Bild gelten könn[en] des Aufbaus des Gedankens“. Auf die Idee, dass bei dieser Fügung Morphosyntax und Artikulation eine wesentliche Rolle spielen, ist er nicht gekommen. Wie auch! Das Modell, dem er seine Begriffsschrift als Formelsprache des reinen Denkens nachgebildet hat, waren die Notationsweisen der Arithmetik, in denen Flexionsmorphologie und Phonologie keine Rolle spielen. Es bezeichnet demnach das Satzfragment „ $_ > 2$ “ den Begriff Größer-als-2, ohne dass dabei den syntaktischen Funktionen Subjekt und Prädikat samt Prädikativ (mit seiner durch flektierte Kopula, Komparationsmorphem und Vergleichspartikel gegebenen grammatischen Form) in irgendeiner Weise Rechnung zu tragen wäre. Die Anwendung des mit dem Satzfragment „ $_ > 2$ “ bezeichneten Begriffs z.B. auf die Zahl 3 wird auch gar nicht mithilfe syntaktischer Verkettung ausgedrückt, sondern durch Einfügung in die im Satzfragment offen gelassene Argumentstelle, also durch Einsetzung eines Eigennamens in einen Funktionsnamen. In anderer Weise lässt sich derselbe Gedanke auch durch die Anwendung des mithilfe des Satzfragments „ $3 > _$ “ bezeichneten Begriffs Kleiner-als-3 auf die Zahl 2 gewinnen. Ein „Bild [...] des Aufbaus des Gedankens“, der mit „ $3 > 2$ “ ausgedrückt wird, lässt sich also gleichermaßen als Zutreffen des Begriffs Größer-als-2 auf die Zahl 3 wie als Zutreffen des Begriffs Kleiner-als-3 auf die Zahl 2 zeichnen. Der Gedanke ist eine Einheit. Er lässt sich zwar unterschiedlich in Teile tranchieren, aber wie

auch immer eine solche Zerlegung aussieht, die Gedankenteile müssen aneinander haften, um die Einheit herzustellen; und da diese Haftung sich nicht aus morphosyntaktischen Strukturvorgaben ergibt, ist es allein der Mechanismus der Sättigung von Ungesättigtem, der Gedankenkohärenz stiftet.

5.

„Man darf nie vergessen“ schreibt Frege, „dass verschiedene Sätze denselben Gedanken ausdrücken können. [...] Durch den Gedanken selbst ist noch nicht bestimmt, was als Subjekt aufzufassen ist. [...] Die Sprache hat Mittel, bald diesen, bald jenen Teil des Gedankens als Subjekt erscheinen zu lassen.“¹⁷ Ein einschlägiges Beispiel sind die Sätze

- (i) Die Zahl 2 ist eine gerade Primzahl.
- (ii) Der Begriff gerade Primzahl trifft auf die Zahl 2 zu.

(i) lässt sich durch (ii) paraphrasieren. Aber die Identität des Gedankens zwingt keineswegs, die Bedeutung des Prädikats von (i) „_ ist eine gerade Primzahl“ mit der des Subjekts von (ii) „der Begriff gerade Primzahl“ zu identifizieren. In (i) ist das Subjekt der komplexe Eigenname „die Zahl 2“. Er bezeichnet einen Gegenstand, der unter den durch das Prädikat „_ ist eine gerade Primzahl“ bezeichneten Begriff fällt. In (ii) ist das Subjekt der komplexe Eigenname „der Begriff gerade Primzahl“. Er bezeichnet einen Gegenstand, der unter den durch das Prädikat „_ trifft auf die Zahl 2 zu“ bezeichneten Begriff fällt. Mit gleichem Recht kann man aber nach Frege auch zwei durch komplexe Eigennamen bezeichnete Gegenstände identifizieren, die zueinander in der durch den doppelt ergänzungsbedürftigen Ausdruck „_ trifft auf ... zu“ bezeichneten Beziehung stehen.

Diese Analyse leitet eine Argumentation an, mit der Frege seine strikte Trennung von Begriff und Gegenstand (ungesättigten und gesättigten Entitäten) gegen den Vorwurf der Künstlichkeit verteidigt und die ich *Freges Regressargument* nennen möchte. Anders als durch die Annahme ungesättigter Gedankenteile lasse sich nämlich, so meint Frege, der Zusammenhalt verschiedener Teile in der Einheit eines Gedankens nicht verstehen: „Man denkt vielleicht, [...] man brauche etwas so Unhandliches wie das, was ich Begriff genannt habe, gar nicht in Betracht zu ziehen, und könne [...] das Fallen eines Gegenstandes unter einen Begriff als eine Beziehung ansehen, in welcher das *einmal* als Gegenstand erscheinen könne, was ein andermal als Begriff auftrete. Die Wörter „Gegenstand“ und „Begriff“ dienen dann nur dazu, die verschiedene Stellung in der Beziehung anzudeuten. [...]; wer aber hiermit die Schwierigkeit [dass zuweilen ein Gegenstand genannt ist, wo ein Begriff gemeint ist, W.H.] vermieden glaubt, irrt sehr. Sie ist nur verschoben; denn von den Teilen eines Gedankens dürfen nicht alle abgeschlossen sein, sondern mindestens einer muß irgendwie ungesättigt oder prädikativ sein, sonst würden sie nicht aneinander haften. So haftet z.B. der Sinn der Wortverbindung „die Zahl 2“ nicht an dem des Ausdrucks „der Begriff *Primzahl*“ ohne eine Bindemittel.“ Das Bindemittel ist gerade der Sinn des in (ii) doppelt ergänzungsbedürftigen Ausdrucks „_ trifft auf ... zu“. Wollte man auch für die durch ihn bezeichnete Beziehung einen Eigennamen einführen, gelangte man nur zu

- (iii) Der Begriff der geraden Primzahl steht zu der Zahl 2 in der Beziehung des Zutreffens.

Und die Schwierigkeit ist erneut verschoben, denn hier bedarf es als Bindemittels des Ausdrucks „_ steht zu ... in ...“. Etc., etc.

Auch Humboldt sieht das Problem des Zusammenhalts von sprachlich erfassten Gedankenteilen. Für ihn stellt es sich dar als das der Etablierung von grammatischen Beziehungen zwischen deskriptiv gehaltvollen Ausdrücken, Ausdrücke für Sachen oder Ideen. Stehen diese nur unverbunden nebeneinander, bleibt der sie verbindende Sinn dem bloßen Erraten der

¹⁷ Gottlob Frege [1969]: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Original 1892), S. 74.

grammatischen Verhältnisse und einem kontextuell bedingten Verständnis anheim geben. Die Ideenentwicklung kann sich dann nicht (oder nur schwer) aus ihrer Situationsgebundenheit lösen. „Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältnis charakteristisch (so, dass es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie die grammatische Form.“¹⁸ Humboldt nennt eine Reihe von Mitteln, die die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen entwickelt:

„Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Silben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen,

Anfügung, oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben [sic!], oder Silben, bloss zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den anderen, oder durch Veränderung der Quantität, oder Betonung,

Umänderung von Consonanten im Innern des Wortes,

Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen,

Silbenwiederholung“¹⁹

„Wörter, welche Begriffen von Formen [nicht Begriffen von Gegenständen] entsprechen“²⁰

Hierbei ist die „Anfügung und Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente, und die Umänderung von Vocalen und Consonanten [...] das natürlichste und passendste Mittel. Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz zur Anfügung“²¹

Gerade die Bedeutungslosigkeit der systematischen („im gleichen Fall immer“ wiederkehrenden) Veränderung bedingt das Formal-Werden der ausgedrückten grammatischen Verhältnisse im Sinne Humboldts. Die Einheiten der inhaltlichen Reflexion (Wörter mit deskriptivem Gehalt) unterliegen zunehmend rein artikulatorischer Modifikation.

Gewiss fällt an Humboldts Konzept grammatischer Form eine stark morphophonologische Schlagseite auf. Es scheint, er habe rein syntaktische Strukturierung unterschätzt. („Die blosser Stellung gewährt nur wenig Veränderung, und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen.“²²) Aber das ist angesichts des Umstands, dass die zentrale Rolle der Syntax für die grammatische Form von Sprachen bis tief hinein ins 20. Jahrhundert in der Sprachwissenschaft wenig angemessen eingeschätzt worden ist, kaum erstaunlich. (Vgl. de Saussure: „Der Satz ist der Haupttypus der Anreihung, aber er gehört dem Sprechen an nicht der Sprache.“²³) Das soll hier nicht weiter interessieren. Auch der (an sich ja bemerkenswerte) Zug, dass Humboldt flektierende Sprachen (etwa *contra* Friedrich Schlegel) nicht als ursprünglichen Grundtyp angesehen hat, sondern als Resultat von Prozessen des Verlusts an deskriptivem Gehalt vormals selbstständiger Einheiten samt der Tendenz zu lautlicher Reduktion und Klitisierung (also, modern gesprochen, als Resultat von Grammatikalisierung), wird hier übergangen ebenso wie Humboldts Auffassung, dass Sprachen, die „rohen“ wie die „ausgebildeten“, in der Regel typologisch nicht einheitlich sind, sondern über einen charakteristischen Mix verschiedener grammatischer Formen verfügen und sich isolierende, agglutinierende, inkorporierende und/oder flektierende Muster oftmals kombinieren. Schließlich wird auch das (an sich ja skandalöse) Projekt übergangen, an Sprachen eine Messlatte der Perfektion im Formal-Werden anzulegen, wobei dann das Chinesische und Coptische recht schlecht abschneiden, dominant agglutinierende oder inkorporierende Sprachen im Mittelfeld landen und das Sanskrit, die semitischen Sprachen und natürlich das Altgriechische in der Poolposition stehen.

¹⁸ Wilhelm von Humboldt [1994]: *Über die Sprache* (Original 1822), S. 62.

¹⁹ Humboldt, ebd.

²⁰ Humboldt, a.a.O., S.63.

²¹ Humboldt, ebd.

²² Humboldt, ebd.

²³ Ferdinand de Saussure [1967] : *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter (Original 1916), S. 148.

Mein Punkt ist vielmehr schlicht der, dass Humboldt in seinem Aufsatz „Über die Entstehung der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung“ die kognitive Leistung von Sprache nur sekundär an ihrem semiotischen Repertoire und Unterscheidungsvermögen, ihrem Bestand an verfügbaren lexematischen Einheiten, also an ihren deskriptiven Ressourcen festmacht, sondern vor allem an grammatischen Verhältnissen, an formaler Organisation, an den Mitteln, mit denen sie Einzelideen zusammenführt. Dass das Sprachliche wenigstens so sehr an den Bindemitteln, in der kohäsiven Integration von Ideen im Gedanken liegt wie in isolierbaren Gedankenteilen für sich, darin so scheint mir, sind sich Humboldt und Frege auch in ihren sehr unterschiedlichen Unternehmungen bei der Vermessung der Sprache eins.

„Soll die Ideenentwicklung“, schreibt Humboldt, „mit wahrer Bestimmtheit, und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so muss der Verstand [eines] Hinzudenkens [grammatischer Bezüge] überhoben werden, und das grammatische Verhältnis ebenso wohl durch die Sprache bezeichnet werden, als es die Wörter sind [sic!]. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlungen durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben der Sprache.“²⁴

Dafür, dass hier tatsächlich eine Parallele zwischen Frege und Humboldt vorliegt, habe ich noch ein kleines Indiz. Wie Frege zum Nachweis der Notwendigkeit ungesättigter Gedankenteile, so bedient sich auch Humboldt zum Nachweis der Eigenständigkeit grammatischer Form eines Regressarguments: „Die grammatischen Zeichen“, schreibt er, „können [...] nicht auch Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen.“²⁵ Wollte man die Aufgabe des Ausdrucks grammatischer Verhältnisse Ausdrücken mit deskriptivem Gehalt übertragen, stellte sich das Problem ihrer formalen Einbindung in den Gedanken nur erneut: es würde, um mit Frege zu sprechen, bloß verschoben.

²⁴ Humboldt, a.a.O., S. 58f.

²⁵ Humboldt, a.a.O., S.59.